

Strategien der Dekolonisierung von Museen und Kulturinstitutionen

Ein Essay von Vera Heimisch

Im Rahmen einer Studienexkursion nach Berlin im Dezember 2019 gingen wir, Studierende des Masterstudiengangs *Transkulturelle Studien*, folgender Fragestellung nach: „Was kann Dekolonisierung der ethnologischen Museen und anderer Kulturinstitutionen bedeuten?“

In einem dreitägigen Programm trafen wir unterschiedliche Akteure und besuchten Museen und andere Kulturinstitutionen, um verschiedene Perspektiven auf den Diskurs zu erhalten.

In den Kurator*innen- Führungen und Gesprächen wurden sehr unterschiedliche Formen und Ansätze von Strategien der Dekolonisierung aufgezeigt und diskutiert.

Auf diese möchte ich in diesem Text nun genauer eingehen.

Dafür ist es aber zunächst notwendig, das Programm in Auszügen zu erläutern, um die einzelnen Akteure einordnen zu können, deren Positionen im zweiten Teil des Essays diskutiert werden.

Ludwig Haugk ist leitender Dramaturg am Maxim-Gorki Theater Berlin. Wir trafen ihn für ein einstündiges Gespräch am Theater, bevor wir eine Vorstellung besuchten. Mit ihm sprachen wir über die Rolle des Theaters im allgemeinen sowie die besondere Rolle des Gorki-Theaters als postmigrantisches Haus.

Im *Museum Treptow* trafen wir in der Ausstellung „ZurückGESCHAUT - 1896. Treptower Park. Erste Deutsche Kolonialausstellung“ auf *Christian Kopp*, welcher mit *berlin postkolonial e.V.* und der *Initiative Schwarze Menschen in Deutschland* in Kooperation mit dem Museum die Ausstellung gestaltet hat. Hier erhielten wir Einblicke in den Prozess der Ausstellungsentwicklung, Probleme und Fragestellungen bei der Gestaltung sowie in weitere Projekte von *berlin postkolonial*.

Das *Diversity Arts Culture* Projektbüro begleitet Berliner Kulturinstitutionen bei diversitätsorientierten Veränderungen. Im Gespräch mit *Sandrine Micossé-Aikins* und *Lisa Scheibner* ging es vor allem um die nötige Weichenstellung in der Kulturpolitik, um dekoloniale Strategien an Kulturinstitutionen nachhaltig und langfristig zu etablieren. Am *Haus der Kulturen der Welt* besuchten wir zwei Ausstellungen rund um zwei deutsche Ethnologen: „Spektral-Weiß. Die Erscheinung kolonialzeitlicher Europäer*innen“ und „Liebe und Ethnologie“. In die Welt von Julius Lips führte uns die Ausstellungskuratorin *Anna Brus* ein, welche uns in einem Vor- und Nachgespräch aufschlussreiche Details zur Ausstellung gab, denn „Nothing is at it seems to be“ (Zitat Anna Brus).

Bevor ich nun auf konkrete Strategien und eigene Ideen eingehe, werde ich die Begriffe und Konzepte *Postkolonialismus* und *Dekolonialisierung* genauer erläutern, da diese zentrale Dreh- und Angelpunkte im Diskurs sind. Beide Begriffe werden immer wieder kritisch hinterfragt und dennoch lässt sich spätestens seit der *writing culture* Debatte und dem *postcolonial turn* in der Wissenschaft auch im Bereich der Politik sowie an Kulturinstitutionen eine sehr häufige Thematisierung feststellen.

Zunächst einmal ist es wichtig, Postkolonialismus nicht als Epochenbegriff zu verstehen. Denn es handelt sich nicht um eine abgeschlossene Epoche, Kolonialismus ist nicht vorbei.

Viele Wissenschaftler*innen, allen voran Stuart Hall, kritisierten diese lineare Ausrichtung des Konzepts und seine damit einhergehende „Periodisierung“.

Für Hall steht Postkolonialismus nicht nur „nach“ dem Kolonialismus, sondern er geht „über ihn hinaus“, ähnlich wie bei den Begriffen *Postmoderne* und *Poststrukturalismus*. Er plädiert dafür, Postkolonialismus diskursiv zu verstehen (vgl. Hall 1996).

Auch Katharina Schramm betont, dass „Geschichte, so das postkoloniale Credo, (...) dabei nicht linear, sondern mäandierend, vielschichtig und kontingent (verläuft) - ganz wie ein rhizomisches Netzwerk, das zahlreiche Verknüpfungen und Interdependenzen aufweist und dabei immer wieder neue und unerwartete Früchte hervortreibt.“ (475)

Stuart Hall distanziert sich zudem klar von einer binären Ausrichtung und die Unterteilung in Kategorien wie *kolonialisierend/ kolonialisiert* oder *hier/dort* und *damals/ heute*. Diese binäre Teilung, welche die hegemoniale Herrschaftsform widerspiegelt, lehnt Hall dezidiert ab und fordert ein Neudenken. Auch in den *Science and Technology Studies* findet der Postkolonialismus-Diskurs Einzug. Paul Dourish und seine Kolleg*innen distanzieren sich in ihrem Aufsatz zu *Postcolonial Computing* klar vom dualistischen Konzept, welches ihrer Meinung nach empirisch inadäquat sei: „Our goal is to broaden the conversation about technology development by placing it in a theoretical and transnational context without relying on dualisms such as developed/ developing, traditional/ scientific, or colonial/ postcolonial“ (6).

Hall erachtet das Konzept des Postkolonialismus dennoch als nützlich, um den Wandel im Bereich der globalen und lokalen Beziehungen und deren Wechselwirkungen zu beschreiben und zu charakterisieren.

Zentral in diesem Diskurs ist für mich Anibal Quijanos' Konzept der *Kolonialität*. Dieses legt den Fokus auf die Kontinuität von kolonialen Machtverhältnissen und zeigt damit die heutigen Strukturen und Prozesse auf, die aus diesen hervorgegangen sind und auch die derzeitigen globalen Macht- und Herrschaftsverhältnisse prägen. Quijanos Konzept ergänzt damit sehr gut Halls Ansatz, dass Postkolonialismus als ein andauernder Prozess zu begreifen ist, und keine abgeschlossene Episode darstellt. Auch Schramms' Bild eines Rhizoms spiegelt sich in Quijanos' Kolonialität-Konzept wieder, da die Verwobenheit, das Ineinandergreifen der Strukturen deutlich wird.

Diese postkoloniale Kritik beinhaltet die Forderung nach einer Dekolonisierung der bestehenden Systeme und Denkweisen. Ausgangspunkt ist für María do Mar Castro Varela hier eine Restrukturierung des (europäischen) Denkens sowie eine Re-Positionierung (europäischer) Erkennungssysteme (vgl. Castro Varela 319).

Auch für Katharina Schramm ist postkoloniale Kritik ein wichtiges Werkzeug, um die hegemonialen Strukturen zu verändern- jedoch nur, wenn man die bestehende Herrschaftsordnung eingehend hinterfragt und die „ (...)unauflösliche Verwobenheit von Identitäten, Ökonomien und Wissensformationen“ (475) nicht außer Acht lässt.

Postkoloniale Kritik kann also kritische Interventionen, widerständige Methoden und /oder Perspektivwechsel hervorbringen, Stuart Hall beschreibt dieses Zustand als *Denken an der Grenze* (vgl. Hall).

Und diese Forderungen wurden nicht nur in der Wissenschaft laut, sondern fanden auch in Kulturinstitutionen Anklang und Widerspruch. Spätestens seit der *Museumsdebatte* hat 2018 das Thema sogar regelmäßig Einzug in die Feuilletons deutschsprachiger Zeitungen

gefunden. Die Kulturanthropologin Larissa Förster beobachtet, dass Themen wie u.a. Provenienz, Raubkunst und Restitution Schlagworte in der aktivistischen, akademischen und kulturpolitischen Debatte wurden, von vielen Seiten wurde eine Dekolonisierung gefordert. Es folgte der „(...) *Ruf nach multiperspektivischen Ausstellungen, in denen sich widerspiegeln sollte, dass auch Museen Austragungsorte von Auseinandersetzungen um Repräsentationspraxen und Wissensformen sowie um Fragen des Zugangs sind*“ (Scholz, 165).

Für Andrea Scholz zeichnet eine Dekolonisierung im Museum vor allem eine selbstreflexive, kritische Beschäftigung mit der eigenen Geschichte aus. (Post)koloniale Machtverhältnisse müssen hinterfragt werden, sowohl im Ausstellungskontext wie auch in anderen Formaten und auf anderen Ebenen, z.B. beim Personal. Zentral für eine Dekolonisierung von Kulturinstitutionen ist laut Scholz eine Neuverhandlung von Deutungshoheit und eine transkulturelle Zusammenarbeit (vgl. Scholz).

Denn auch wenn aktuell viele Kulturinstitutionen die postkolonialen Debatten aufgreifen, ist dies nicht gleichbedeutend mit einer automatischen Dekolonisierung:

Auch wenn „vielerorts von „postkolonialen“ und „postmigrantischen“ Museumsansätzen gesprochen wird, geschieht dies oft bei gleichzeitiger Weiterführung erotisierender, hierarchisierender und gegenüberstellender Erzählmuster“ (Bayer u.a., 23).

Und dies trifft nicht nur auf Orte der bildenden Künste zu, sondern auch auf Theaterhäuser, Konzertsäle, Bibliotheken, Archive und andere Kulturinstitutionen.

Deshalb wird von Seiten Kulturschaffender, Wissenschaftler*innen und Aktivist*innen gefordert, dass Institutionen an ihren Basisfundamenten ansetzen müssen. Begriffe, Ziele, Methoden und Strategien müssen kritisch hinterfragt werden, um hegemoniale Strukturen, Privilegien Einzelner und Ausschlüsse abzuschaffen.

Und nicht nur *weiße*¹ Wissenschaftler*innen wie zum Beispiel Ethnolog*innen müssen sich und „ihre“ Institutionen kritisch hinterfragen, sondern auch *weiße* Künstler*innen sind nicht davon ausgenommen, ihre Produktionsweisen kritisch zu beleuchten.

Hierbei ist es unabdingbar, sich kontinuierlich im selbstreflektiven Prozess zu hinterfragen. Folgende Fragen erscheinen mir hierbei (je nach konkretem Fall mehr oder weniger) hilfreich:

Wer spricht?

Wer spricht über und für wen?

Wer schaut? Und wer wird angeschaut?

Welche Räume kann ich betreten? Wem bleiben dieselben versperrt?

Wer und was kann unter welchen Bedingungen kanonisiert werden?

Sollte ein neuer Kanon das Ziel sein? (vgl. Bayer)

Wie werden Ungleichheiten (der Repräsentation, der Mobilität und des Wissens) hervorgebracht und praktiziert?

Welche Faktoren tragen zu ihrer Stabilisierung bei? Welche womöglich zu ihrer Überwindung?

Welche Rolle spielen Wissenschaft und Technik in diesem Gefüge? (vgl. Schramm)

¹ Unter dem Begriff *weiß* verstehe ich, ebenso wie unter *Schwarz*, keine biologische Eigenschaft und keine reelle Hautfarbe, sondern eine politische und soziale Konstruktion. Mit *Weißsein* ist die sonst zumeist unausgesprochene dominante und privilegierte Position innerhalb des Machtverhältnisses Rassismus gemeint.

Wessen Politik und welches Wissen wird letztlich thematisiert bzw. signifikant und welche Positionen bleiben ausgeschlossen?

Dieser noch unvollständige Fragenkatalog und eine kritische, eingehende Selbstreflexion des Individuums sowie der Institutionen können einen Ausgangspunkt darstellen, um dekoloniale Strategien nachhaltig und langfristig umzusetzen und zu implementieren. Diese Selbstinfragestellung wird in vielen Fällen zunächst schmerzhaft sein, Privilegien werden erkannt, Ungleichverhältnisse sichtbar gemacht. Doch ist sie nötig, um die eigene Ausgangsposition zu verstehen.

Im Folgenden werde ich nun einzelne dekoloniale Strategien vorstellen. Diese wurden teilweise bei der Exkursion besprochen, andere Ideen sind mir im Rahmen anderer Veranstaltungen gekommen oder durch weiterführende Lektüre. Diese Vorschläge sind erste Ansätze, noch unvollständig, aber ein erster Schritt, dessen Fäden weitergesponnen werden können.

1 SPACES

Orte haben eine wichtige Bedeutung beziehungsweise können eine wichtige Bedeutung erlangen. Ludwig Haugk hat in unserem Gespräch etwas meiner Meinung nach sehr Spannendes gesagt, nämlich, dass Theater in den meisten Fällen nicht explizit Companys oder Künstler*innen repräsentieren, sondern dass die „Häuser“ von zentraler Bedeutung sind. Der Ort ist also bedeutend, man spricht über das Gorki, die Schaubühne etc. und deren künstlerische Ausrichtung. In Deutschland sind Theater (mit wenigen Ausnahmen) sehr *weiße* Orte und Haugk hat betont, dass es wichtig ist, Räume zu schaffen, Orte zu besetzen. Denn Menschen gehen meist nur zu Kulturinstitutionen, in denen sie sich repräsentiert fühlen. Sandrine Micossé-Aikins hat im Gespräch betont, dass das Selbst- und das Außenbild von Kulturinstitutionen meist weit auseinander klafft, vielen Häusern ist nicht klar, welche Außenwirkung sie besitzen und sich viele Menschen im Programm oder anderen Bereichen nicht repräsentiert oder willkommen fühlen.

Deshalb ist es von zentraler Bedeutung, Orte zu besetzen (innerhalb und außerhalb von Institutionen). Orte für Interaktionen, Aushandlungsprozesse und Konflikte. Orte, an denen vielschichtige Perspektiven, Praktiken und Konzepten von marginalisierten Gruppen Raum gegeben wird.

Ludwig Haugk sieht Theater zum Beispiel als politischen Raum der Solidarität, in dem der klassische Theaterraum entgrenzt, und eine Art Mini-Labor entsteht.

Es bedarf also an Räumen, in denen man wirklich dekolonial arbeiten kann! Wo gibt es diese Räume? Kritische Stimmen sagen, dass an großen Institutionen zwar Räume geschaffen werden, jedoch meist nur temporär, und weiterhin hierarchische Kategorien beibehalten werden. Deshalb entstanden in den letzten Jahren immer mehr Orte außerhalb der Institutionen, wie zum Beispiel die *m.Bassy* in Hamburg, ein öffentlicher Salon für die Begegnung mit zeitgenössischen afrikanischen und afrikanisch beeinflussten Künstler*innen. Doch das Arbeiten außerhalb staatlich subventionierter Institutionen

findet oft unter prekären Bedingungen statt. Ziel muss es also sein, sowohl an staatlich subventionierten sowie an freien Orten Räume zu schaffen, welche finanzielle Möglichkeiten haben und Räume etablieren können. In der derzeitigen kulturpolitischen Landschaft klingt das leider noch wie eine Utopie.

2 COLLABORATION

Eine weitere Strategie der Dekolonialisierung ist die Kollaboration. Dieser Begriff ist im Kulturbetrieb gerade sehr *en vogue*, und sogenannte kollaborative Projekte sollten sicherlich genauer unter die Lupe genommen werden, da der Begriff sehr inflationär genutzt wird.

Zunächst aber einmal ein Beispiel: Im Gespräch mit Christian Kopp hat sich gezeigt, welche zentrale Bedeutung Kollaboration für die Ausstellungskonzeption der Ausstellung im Museum Treptow gespielt hat. Schnell war für die Museumsleitung klar, dass eine Ausstellung zum Thema Kolonialgeschichte mit einem rein *weißen* Team nicht möglich war, die Zusammenarbeit mit *Schwarzen* Kurator*innen war eine Grundvoraussetzung bei der Konzeptionierung. Die *Initiative Schwarze Menschen in Deutschland* und *berlin postkolonial e.V.* waren zudem beratend als Expert*innen in das Projekt involviert und planen derzeit weitere Ausstellungen in Kooperationen mit deutschen Stadtmuseen.

Im Rahmen einer anderen Exkursion nach Dresden in das Hygiene-Museum hat sich im Kuratorinnen-Gespräch gezeigt, dass die Notwendigkeit von Kollaboration auch zu spät erkannt werden kann. Hier wurde eine Ausstellung zum Thema Rassismus über Monate hinweg von einem rein *weißen* Team geplant, ohne *schwarze* Perspektiven miteinzubeziehen. Erst kurz vor der geplanten Eröffnung wurden, aufgrund von Druck von innen und außen, auch *Schwarze* Expert*innen ins Team involviert.

Ludwig Haugk berichtete im Bereich des Theaters von einer spannenden neuen Kollaboration. Eine bisher wenig angewandte Form der Zusammenarbeit zwischen Schauspieler*innen und Autor*innen. Hierbei verschwimmen die Grenzen und Autor*innenschaft wird komplett neuinterpretiert. Die Schauspieler*innen sind Mitautor*innen des Stücks und es wird gemeinsam am Material gearbeitet und das Stück entwickelt. Hegemoniale, hierarchische Rollenverhältnisse werden so aufgelöst.

Die Beispiele zeigen, dass sich Kulturinstitutionen und Museen öffnen, Akteure mit verschiedenen Perspektiven und Erfahrungen mit einbezogen und gemeinsam Projekte erarbeitet werden müssen, um dekoloniale Kollaborationen zu etablieren.

Der kanadische Kurator Gerald McMaster fordert, indigene Stimmen in Mainstream-Kulturräume zu integrieren, wichtig ist hierbei, wie auch Andrea Scholz betont, dass die Zusammenarbeit langfristig und auf gleicher Ebene stattfindet, und über gelegentliche Beratungen oder Ratschläge hinausgehen muss, um von einer ausbalancierten Kollaboration sprechen zu können.

Denn es zeichnet sich bei derzeitigen Projekten eine gewisse Tendenz ab, wie Natalie Bayer kritisch bemerkt: „Hegemoniale Kulturinstitutionen laden mittlerweile Akteur*innen mit kritischen Positionen ein, ob als Einzelstimmen im Programm oder auch bei der Stellenbesetzung. Aber vor dem Hintergrund, dass sich die Institutionen in ihren Strukturen, Selbstverständnissen

und Arbeitsweisen noch nicht verändert haben, wirken diese Aktionen eher wie Einzelmaßnahmen ohne Nachhaltigkeit“ (18).

Multiperspektivität und neue Programmformate oder Formen der Zusammenarbeit sind also nicht gleichzusetzen mit Dekolonialisierung und einer dauerhaften Umorientierung von Institutionen in deren Arbeitsweisen. Ein wichtiger erster Schritt für kollaborative Arbeit ist laut Nora Landkammer auf jeden Fall das Einplanen notwendiger Ressourcen, denn für eine dauerhafte Umorientierung bedarf es an Reflexion und ein Aufbrechen der bestehenden Machtverhältnisse. Dies braucht Zeit, Geld und Geduld, um *contact zones* (vgl. Clifford) zu kreieren.

3 EPISTEMOLOGIC HETEROGENEITY

*“if knowledge is colonized, then one of the tasks ahead is to de-colonize knowledge“
(Aníbal Quijano)*

In der Auseinandersetzung mit der Ausstellung „Spektral Weiß“ ist mir, wie des Öfteren bei Ausstellungsbesuchen, klar geworden, wie groß das Machtgefälle ist zwischen Kunstmarkt/ großen Museen und den Künstler*innen selbst. Denn erstere entscheiden letztendlich darüber, ob deine Kunst *High Art* ist, oder nicht. So wurden die von Lips gesammelten Objekte und Fotos nicht als hohe Kunst angesehen, und das Interesse der Kuratorin Ana Brus für diese wurde lange belächelt. Nun haben es die Objekte doch ins *Haus der Kulturen der Welt* geschafft, eine der elitärsten Kulturinstitutionen Deutschlands. Wer entscheidet darüber, was wichtige, schützenswerte Kulturgüter sind, wer hat die Definitionsmacht?

Durch die europäische Kunstgeschichtsschreibung ist ein Bewertungsschema für Kunst entstanden, welche bestimmte künstlerische Perspektiven ausschließt.

Diese Macht muss hinterfragt, aufgebrochen werden, eine neue Form von Wissensproduktion (in der Kunstgeschichte) eingeführt werden- Andrea Scholz fordert, dass in Museen Räume für die Prozesse epistemologischer Pluralisierung geschaffen werden müssen, für sie ist diese Pluralisierung ein fortdauernder Prozess (vgl. Scholz). Und nicht nur bezogen auf den Kulturbetrieb finden sich diese Forderungen. Helen Verran etwa spricht vom postkolonialen Moment, in dem „ *disparate Wissenstraditionen aufeinanderstoßen und sich reiben, verstricken, ja oft sogar feststecken in den für die Kolonisierung typischen Machtbeziehungen, in denen sich die Wissenschaften sonst üblicherweise auf die Seite der Reichen und Mächtigen schlagen“*. (496)

Dieses Moment kann auch in Kulturinstitutionen entstehen, Systeme müssen dabei „(...) *gleichberechtigt und symmetrisch betrachtet werden, ohne von vornherein das „westliche“ Wissen zu privilegieren“* (Schramm 485). Überträgt man Verrans Forschung in Australien auf Kulturinstitutionen, könnte dies bedeuten, dass eine postkoloniale Kontaktzone entstehen kann, indem man scheinbar inkommensurables Wissen (zum Beispiel von *weißen* Museumsleiter*innen und *indigenen* Künstler*innen) in eine gemeinsame Bewegung versetzt (vgl. Schramm 489). Verschiedene Wissenstrategien könnten also simultan angewandt und gemeinsam genutzt werden, ohne hierarchisch bewertet zu werden.

4 RE-WRITING HISTORIES (OF SCIENCE)

Direkt an Punkt 3 schließt eine weitere dekoloniale Strategie an, nämlich (Kunst-) Geschichte neu zu schreiben. Es gibt viele Narrative, welche bisher wenig erzählt wurden, und wie bereits in meinem provisorischen Fragenkatalog eingangs genannt, sollte man hinterfragen, WER WEM WAS erzählt in der Geschichteschreibung.

Besonders in der Auswahl des Theaterrepertoires zeigt sich diese einseitige Perspektive und Erzählweise deutlich. Ludwig Haugk plädiert daher dafür, den Theater-Kanon zu erweitern und durch eine postmigrantische Perspektive zu ersetzen.

Geschichtsschreibung wird dadurch aus verschiedenen Perspektiven betrachtet.

Dennoch bleibt es eine Gratwanderung, denn wie geht man mit hochsensiblen Material und Themen um? Wie und was stellt man uns, zeigt und sagt man auf der Bühne, ohne koloniale Muster zu übernehmen?

Im Gespräch mit Christian Kopp sprachen wir zum Beispiel über das ausgewählte Fotomaterial der Ausstellung und die Konflikte, welche bei der Auswahl entstanden sind.

Denn wie möchte ich die Geschichte erzählen? Wie sollen die Fotos dargestellt werden?

Dem Kurator*innenteam im Museum Treptow war es wichtig, die Geschichte des Widerstands zu zeigen, nicht die Perspektive der Täter*innen. Dafür wurden einzelne Steckbriefe entwickelt, welche jede Person, die für die Kolonialausstellung nach Berlin gezwungen wurde, skizziert. Leider wirken diese Steckbriefe eher wie eine polizeiliche Such-Anzeige, was Christian Kopp auch selbst kritisch anmerkt.

Es zeigt sich also, dass das *re-writing* von Geschichte(n) kritisch hinterfragt werden muss beziehungsweise neue Differenzen erzeugen kann- so wie alle dekolonialen Strategien, welche ich hier nenne.

Die weiteren Strategien, welche ich zusammengetragen habe, werde ich weniger detailliert beleuchten, möchte sie aber dem*der Leser*in nicht vorenthalten. Sie haben sicherlich Potential, noch weitergedacht zu werden beziehungsweise mit konkreten Beispielen illustriert zu werden:

5 SHARING

Sharing- Communities sind derzeit in aller Munde. Auch im Kulturbetrieb kann das Teilen von Werkzeugen, Methodologien, Strategien, Verantwortung und Ressourcen allen Beteiligten nutzen, und besonders BPoC²- Künstler*innen, um einfacher in *weiß-*dominierten Kulturinstitutionen zu navigieren.

² Abkürzung für Black and People of Color. Menschen, die Rassismus- Erfahrung machen.

6 DECOLONIZE THE GAZE

Die Macht des Blicks wird Besucher*innen im Museum und Theater nur allzu bewusst. Die Ausstellung „Spektral-Weiß“ zeigt durch eine Umkehr des Blicks nicht-weiße Positionen im Museum und damit eine wichtige dekoloniale Strategie. Iris Edenheiser schlussfolgert, dass „(z)ur wahrhaftigen Dekolonisierung des ethnologischen Museums als ein Gegen-Ort (...) es unabdingbar den ethnographischen Blick auf Europa selbst (braucht)“ (265). Der Blickwechsel ist also zentral, nicht nur für die Ethnographie, sondern für alle Forschungsfelder und künstlerischen Arbeiten.

7 UNLEARN OF SYSTEMS OF REPRESENTATIONS

Verlernen als dekoloniale Strategie. Klingt gut, doch wie verlernt man Wissen, welches einem jahrzehntelang eingetrichtert wurde von Bildungseinrichtungen oder Zuhause. Wissen, welches nie wirklich hinterfragt wurde?

Walter Mignolo beschreibt bei einem Ausstellungsbesuch von Pedro Laschs „Black Mirror/ Espejo Negro“ dieses Konzept des dekolonialen Verlernens und gibt dadurch erste Impulse, wie man Verlernen lernen könnte. Auch Nora Landkammer sieht in Kulturinstitutionen, insbesondere in ethnologischen Museen, Orte des Verlernen: „Wenn im ethnologischen Museum machtvolle Unterscheidungen sichtbar und verhandelbar werden, ist es gleichzeitig ein Ort, um Kolonialität zu verlernen“ (306). Für die Kunstvermittlerin bedeutet dekoloniales Verlernen, dass „(a)nstatt einer Differenzierung im Umgang mit Klischees (...) die Frage im Zentrum stehen (muss), wer hier Wissen über wen produziert und wie Wissensproduktion über „die Welt“ mit ökonomischen und politischen Verhältnissen verstrickt ist“ (315).

Für Maria do Mar Castro Varela bedeutet Verlernen auch, experimentierfreudig zu sein, und Räume zu haben, die Experimente zulassen (2007 k.A.). Hier wären wir dann wieder bei Strategie Nummer 1, SPACES.

8 DISRUPTION

Unterbrechungen, Störungen im Status Quo. Interventionen zum Beispiel können auf lange Sicht Verschiebungen von Repräsentation auslösen und dekoloniale Praktik sein. Auch Natalie Bayer betont die Wichtigkeit von „(...)Brüchen und der Herstellung von konsequenten Neukonstellationen“ (33), für sie ist es ein „kollaborativer Prozess: man muss auch an den eigenen (Nicht)Positionierungen entlang verhandeln und Brüche, Reibungen und Schmerz aushalten“ (35).

Auch in Helen Verrans Forschung zeigt sich, wie wichtig Reibung für das postkoloniale Moment ist, denn ihrer Meinung nach ist erst die Irritation (in der Kommunikation) der notwendige Beginn jedes postkolonialen Projekts.

Mehr Störungen also!

9 SPRACHE

10 PROVINZIALISIERUNG VON KATEGORIEN

11 A/SYMMETRIE

12 COMMUNITY, SAFETY, INTIMACY

...to be continued

Diese Strategien überschneiden sich, wie sich das ein oder andere Mal bereits gezeigt hat, natürlich oft und sind nicht als losgelöst von anderen Strategien zu betrachten, sondern ergänzen sich vielmehr.

Bei meiner Recherche sind mir zwei Punkte aufgefallen, welche ich noch abschließend besprechen möchte da sie in unterschiedlichen Momenten immer wieder aufgetaucht sind - sei es in Gesprächen, Veranstaltungen oder bei der Lektüre.

Zum einen habe ich mich vor allem beim Lesen von Fachliteratur sehr oft gefragt, wie man die theoretischen Ansätze konkret in der Kulturarbeit umsetzen könnte.

Viele Beispiele im Text zeigen, dass es bereits dekoloniale Praktiken gibt, welche aktiv angewandt werden. Dennoch lässt mich die Theorielektüre teilweise etwas ratlos zurück, mit vielen Fragezeichen und nur sehr vagen Ideen, wie ich tatsächlich dekolonial in Kulturinstitutionen arbeiten kann. Besonders fraglich ist für mich die langfristige Umsetzung, denn in temporären Projekten gibt es bereits einige „Best Practice“ Beispiele, welche ich als sehr gelungen empfinde (siehe Museum Treptow). Aber wie steht es um die Effekte von Kurzzeit-geförderten Projekten?

Und dies schließt direkt an meinen zweiten Punkt an. Finanzielle Ressourcen. In fast jedem Text, welcher sich mit konkreter kuratorischer und kulturwissenschaftlicher Praxis auseinandersetzt, wird betont, wie wichtig ausreichende finanzielle Mittel sind. Zum einen, um die monetäre Dominanz der westlichen Institutionen zu durchbrechen. Diese ist vor allem in Projekten, die durch öffentliche Fördermittel finanziert werden, vorherrschend. Wäre Umverteilung eine Lösung?

Zum anderen, um nachhaltige, langfristige Kollaborationen schaffen zu können, in welchen Zeit für vertrauensbildende Prozesse ist, strukturelle Veränderung stattfinden kann und Selbstreflexion als Ausgangspunkt jeder Zusammenarbeit steht. Die derzeitige prekäre Situation an Kulturinstitutionen erschwert es allen Akteuren, dekoloniale Strategien zielführend anzuwenden beziehungsweise zu installieren.

Dennoch möchte ich mit einem positiven Sinnbild Gaytri Spivaks abschließen, welches aufzeigt, wie unterschiedlich Widerstandsformen sein können: Sie versteht Dekolonialisierung als Einweben unsichtbarer Fäden in die bereits vorhandene Textur.

Verwendete Lektüre:

Bauer, Susanne / Heinemann, Torsten / Lemke, Thomas (2017): Science and technology studies. Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven. Suhrkamp Verlag Berlin

Bayer, Natalie / Kazeem-Kaminiski, Belina / Sternfeld, Nora (2017): Kuratieren als antirassistische Praxis. Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston.

Bayer, Natalie / Kazeem-Kaminiski, Belina / Sternfeld, Nora (2017): Wo ist hier die Contact-Zone?! Eine Konversation. In: Bayer, Natalie / Kazeem-Kaminiski, Belina / Sternfeld, Nora (Hg.): Kuratieren als antirassistische Praxis. Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston. S. 23-52

Bens, Jonas (2019): Das Grundproblem von Ethnographie und Kolonialismus. Einige Gedanken zu zwei Ausstellungen im Berliner Haus der Kulturen der Welt. URL: <https://boasblogs.org/humboldt/zum-grundproblem-von-ethnographie-und-kolonialismus/> (am 31.12.2019 zuletzt aufgerufen)

Caceres, Imayna / Mesquita, Sunanda / Utikal, Sophie (2017): Anti*Colonial Fantasies / Decolonial Strategies. A Conversation. In: Bayer, Natalie / Kazeem-Kaminiski, Belina / Sternfeld, Nora (Hg.): Kuratieren als antirassistische Praxis. Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston. S. 201- 214

Castro Varela, María do Mar (2007): Verlernen und Strategie des unsichtbaren Ausbesserns. Bildung und Postkoloniale Kritik. URL: <http://www.igbildendekunst.at/de/bildpunkt/2007/widerstand-macht-wissen/varela.htm> (am 31.12.2019 zuletzt aufgerufen)

Castro Varela, do Mar María / Dhawan, Nikita (2015): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Transcript Verlag. Bielefeld. 2. Auflage.

Clifford, James (1997): Routes: Travel and translation in the late twentieth century, Harvard University Press, Cambridge & London

Decolonising requires dialogue, expertise and support. The Heidelberg statement (2019). URL: <https://boasblogs.org/humboldt/decolonising-requires-dialogue-expertise-and-support/> (am 31.12.2019 zuletzt aufgerufen)

Dourish, Paul / Irani, Lilly / Philip, Kavita (2012): Postcolonial Computing: A Tactical Survey. Science, Technology & Human Values
URL: <https://journals.sagepub.com/doi/full/10.1177/0162243910389594> (am 31.12.2019 zuletzt abgerufen)

Edenheiser, Iris/ Förster, Larissa (2019): *Museumsethnologie. Eine Einführung: Theorien, Debatten, Praktiken.* Dietrich Reimer-Verlag Berlin

Edenheiser, Iris (2019): *Seeing is believing? Historische und zeitgenössische Ausstellungsnarrative und Inszenierungsstrategien.* In: Edenheiser, Iris/ Förster, Larissa (Hg.): *Museumsethnologie. Eine Einführung: Theorien, Debatten, Praktiken.* Dietrich Reimer-Verlag Berlin. S. 254- 271

Förster, Larissa (2019): *Der Umgang mit der Kolonialzeit: Provenienz und Rückgabe.* In: Edenheiser, Iris/ Förster, Larissa (Hg.): *Museumsethnologie. Eine Einführung: Theorien, Debatten, Praktiken.* Dietrich Reimer-Verlag Berlin. S.78-103

Hall, Stuart (1997): *Wann war „der Postkolonialismus“? Denken an der Grenze.* In: Bronfen, Elisabeth u.a. (Hg.): *Hybride Kulturen. Beiträge zur Anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte.* Stauffenburg Verlag Tübingen. S. 219-246

Landkammer, Nora (2019): *Das Museum as Ort des Verlernen? Widersprüche und Handlungsräume der Vermittlung in ethnologischen Museen.* In: Edenheiser, Iris/ Förster, Larissa (Hg.): *Museumsethnologie. Eine Einführung: Theorien, Debatten, Praktiken.* Dietrich Reimer-Verlag Berlin. S. 304- 321

McMaster, Gerald (2019): *An Indigenous Curator's Perspective: Non- Indigenous Museums as „Sensitive Spaces“.* In: Edenheiser, Iris/ Förster, Larissa (Hg.): *Museumsethnologie. Eine Einführung: Theorien, Debatten, Praktiken.* Dietrich Reimer-Verlag Berlin. S. 148-157

Mignolo, Walter (2012): *Decolonial Aesthetics: Unlearning and Relearning the Museum Through Pedro Lasch's "Black Mirror/ Espejo Negro."* In: Bandi, Nina/ Lasinger, Sebastian/ Kraft, Michael G.(Hg.): *Kunst, Krise, Subversion.. Zur Politik der Ästhetik.* De Gruyter Berlin. S. 129-148

Quijano, Aníbal (1997): *Colonialidad del poder, cultura y conocimiento en America Latina.* In: *Anuario Mariateguiano* 9(9). S. 201-246

Scholz, Andrea (2019): *Transkulturelle Zusammenarbeit in der Museumspraxis: Symbolpolitik oder epistemologische Pluralisierung?* In: Edenheiser, Iris/ Förster, Larissa (Hg.): *Museumsethnologie. Eine Einführung: Theorien, Debatten, Praktiken.* Dietrich Reimer-Verlag Berlin. S. 162-179

Schramm, Katharina (2017): *Einführung.* In: Bauer, Susanne/ Heinemann, Torsten/ Lemke, Thomas (Hg.): *Science and technology studies. Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven.* Suhrkamp Verlag Berlin. S. 471-494

Verran, Helen (2017): Ein postkoloniales Moment in der Wissenschaftsforschung: Zwei alternative Feuerregimes von Umweltwissenschaftler_innen und alboriginalen Landbesitzer_innen. In: Bauer, Susanne/ Heinemann, Torsten/ Lemke, Thomas (Hg.): Science and technology studies. Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven. Suhrkamp Verlag Berlin. S. 495- 548